

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 11 (1935-1936)
Heft: 8

Artikel: Dennoch
Autor: Nägelin, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065870>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

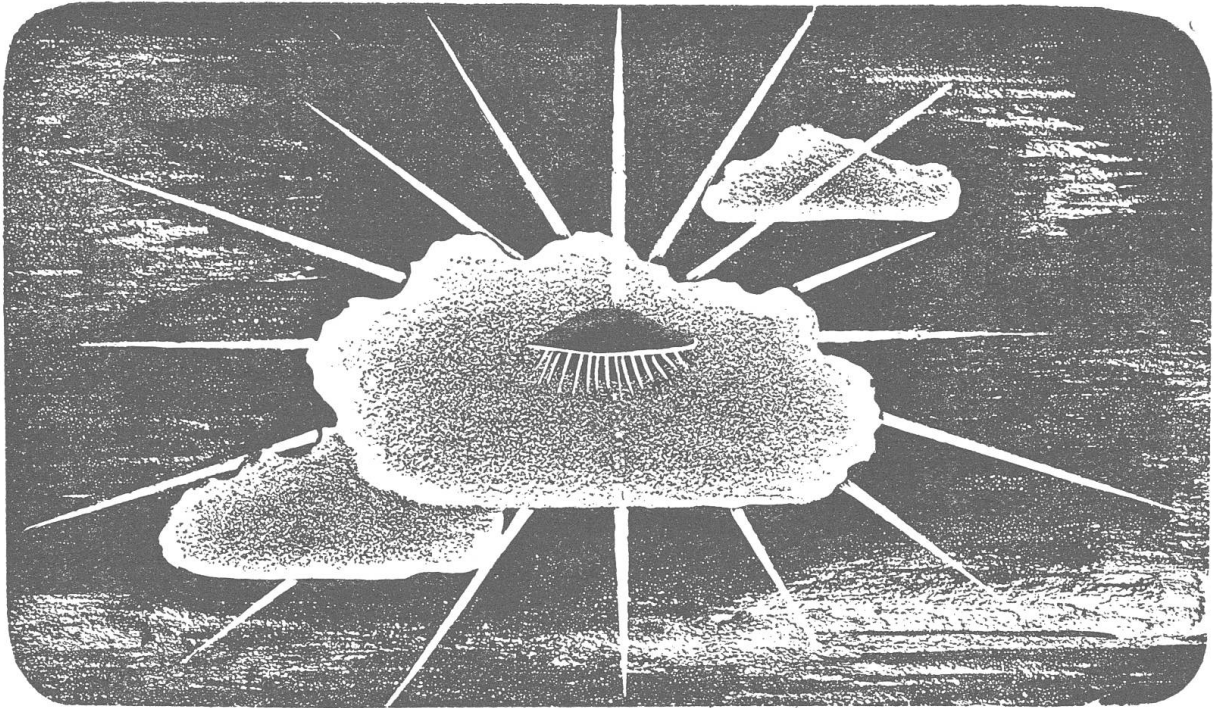
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DENNOCH

Von E. Nägelin

Illustration von R. S. Gessner

Wenn heute jemand eine Geschäftsauskunft über meine Person einholt, so wird er erfahren, dass ich 58 Jahre alt und Inhaber einer Seifenfabrik bin, in der zirka 80 Arbeiter und Angestellte beschäftigt sind und die einen jährlichen Umsatz von mehr als einer halben Million aufweist. Ferner, dass ich ausserdem drei gutrentierende Liegenschaften besitze.

Das alles ist nicht besonders interessant, denn es gibt auch heute in der Krise in der Schweiz genug Fabrikanten, denen ein gutgehendes Geschäft einen soliden Wohlstand garantiert. Interessant ist aber vielleicht die Art und Weise, wie ich zu meiner jetzigen Stellung im Leben gekommen bin.

Ende oder Anfang?

Ich habe gehört, dass kürzlich ein Buch herauskam, das den Titel trug: «Das Leben beginnt mit Vierzig.» Für

mich hat das Leben mit 35 Jahren begonnen, und zwar am 17. August 1913. Ich war dazumal Concierge im Hotel Simplon in Paveno, einem Dorf in Oberitalien. Meine Arbeit besorgte ich schlecht und recht. Ich war soweit zufrieden und hatte weder besondere geistige noch soziale Ambitionen.

Wie üblich war ich an diesem Morgen durch den Wecker aus dem Schlafe geklingelt worden. Zu meinem Erstaunen war es aber noch ganz dunkel. Ich dachte, offenbar sei der Wecker nicht in Ordnung und legte mich auf die andere Seite, um weiter zu schlafen.

Auf einmal klopfte es heftig an die Tür, und ein Kollege rief: «Emilio, warum stehst du nicht auf?» Ich sprang aus dem Bett und rieb mir die Augen aus. Immer noch war es im Zimmer dunkel. Nun wurde es mir doch unheimlich. Ich ging zum Fenster und sah nun einen Lichtschimmer, ohne dass ich aber irgendeinen Gegenstand unterscheiden konnte. Eine

furchtbare Ahnung dämmerte in mir auf. Ich war über Nacht erblindet.

Ich tastete mich in meine Concierge-loge hinunter und sagte einem Kellner, was mir passiert sei. Der hielt mich für betrunken.

Nun setzte ich mich in meine Loge. Es kamen Gäste; aber ich sah sie nicht kommen.

Mein Patron schickte mich zum Arzt; aber der konnte mir auch nicht helfen.

Mein Arbeitgeber war sehr nett zu mir. Er schlug mir vor, die Saison noch fertig zu machen, auch wenn ich nicht mehr arbeiten könne wie sonst. So setzte ich mich als blinder Mann in die Loge und gab den Gästen Auskunft. Da ich alle Züge, Schiffe und Strassen auswendig konnte, so klappte es eigentlich besser, als ich gedacht hatte. Ich setzte meinen Ehrgeiz darein, den Gästen meinen Zustand zu verheimlichen. Das gelang mir nicht schlecht, da in meiner Loge alles seinen bestimmten Platz hatte. Sogar Geld wechseln und Briefmarken verkaufen konnte ich. Aber doch bat ich den Patron, bevor meine zwei Monate abgelaufen waren, mich zu entlassen. Der Grund war sehr merkwürdig: Ich hatte plötzlich Heimweh bekommen. In dem Moment, wo ich erblindete, erfasste mich eine unendliche Sehnsucht nach meiner Mutter.

Von Olten aus telephonierte ich ihr, dass ich am nächsten Tage nach Basel kommen werde und sagte ihr, wie es um mich stand. Sie war zu Tode erschrocken und überaus traurig, dass ich in einem solchen Zustand heimkam. Meine Mutter war dazumal nicht auf Rosen gebettet. Trotzdem nahm sie mich liebevoll auf. Als der Vater seinerzeit im Irrenhaus an Gehirnerweichung gestorben war, stand sie mit ihren zwölf Kindern vor dem Nichts. Mit Mühe und mit Sorgen hat sie uns aufgezogen. Ich war der Zweitälteste und schickte ihr regelmässig Geld aus der Fremde. Nun konnte sie nicht mehr auf mich zählen, im Gegenteil, ich fiel ihr zur Last, und trotzdem hatte sie kein Wort des Vorwurfes für mich. Wie Müt-

ter eben sind, teilte sie mit mir das Wenige, das sie hatte.

Ich besass allerdings noch 2000 Franken Ersparnisse. Aber diese waren bald aufgebraucht. Ich wollte es unbedingt erzwingen, meine Augen wieder sehend zu machen. Ich ging zu den berühmtesten Professoren und zu den berüchtigsten Kurpfuschern. Keiner konnte mir helfen.

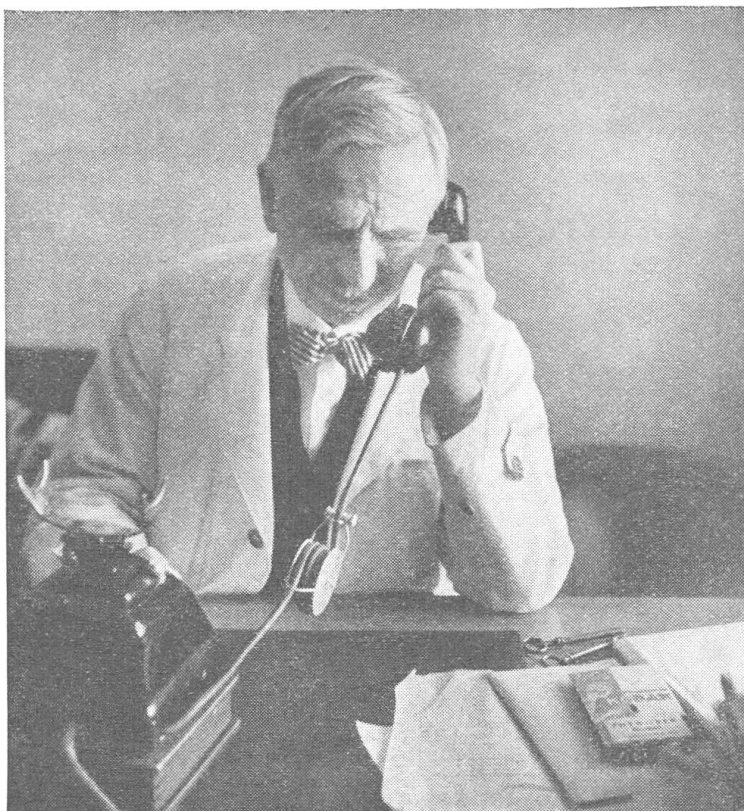
Heute habe ich mich mit meiner Blindheit abgefunden. Trotzdem würde ich das ganze Vermögen opfern, wenn mich jemand für einen Monat sehend machen könnte.

Als mir meine Blindheit so recht zum Bewusstsein kam, erfasste mich eine furchtbare Verzweiflung. Stundenlang irrte ich in den Strassen umher mit dem Gedanken, meinem verpfuschten Leben ein Ende zu machen. Dann aber raffte ich mich zusammen. Es wurde mir klar, dass es nur eine Rettung gab: arbeiten und nicht verzweifeln!

Ich fing an, in unserm Keller eine kleine Schreinerwerkstatt einzurichten. Ich machte kleine Kästchen für Küche und Haushalt, also z. B. Schuhputzkästchen. Es ging langsam, furchtbar langsam, weil ich alles mit den Händen abtasten musste. Wollte ich ein Brett absägen, so musste ich erst einen Winkel nehmen, ihn abtasten und auf das Brett legen, dann eine Leiste darauf nageln und längs der Leiste absägen. Die Bretter hobelte ich selbst ab, und zwar ganz glatt. Natürlich musste ich fast nach jedem Hobelzug mit der Hand fühlen, wie tief der Hobel gefasst hatte. So brauchte ich für ein einziges Kästchen mehrere Wochen.

Die Arbeit hatte das Gute, dass sie mir eine gewisse Befriedigung bot. Ich war für jedes Lob, das mir meine Mutter spendete, unendlich dankbar.

Es wurde mir aber klar, dass es auf diese Weise unmöglich war, mich durchzubringen. Unterdessen war der Krieg ausgebrochen, und da zu dieser Zeit ein grosser Holz- und Kohlenmangel herrschte, kam ich auf die Idee, Briketts aus Papier herzustellen. Ganz allgemein



Der Verfasser: E. Nägelin

wurden dazumal Briketts aus Zeitungspapier gemacht, indem die Leute das Papier in Wasser einweichten und es dann von Hand zu Kugeln zusammendrückten. Ich versuchte nun, eine mechanische Presse zu konstruieren, und zwar benutzte ich dazu die Spindel eines alten Klavierstuhles, an die ich ein Sieb befestigte. Wenn ich die Spindel hinunterdrehte, konnte ich das Papier in das Sieb hineinpresse. So sparten wir wohl Brennmaterial, aber Bargeld kam dadurch doch nicht ins Haus.

Wer nie sein Brot mit Tränen ass - -

Ich musste also eine andere Beschäftigung finden. Jeden Tag liess ich mir von meinem Bruder sämtliche Inserate in der Zeitung vorlesen. So stiess ich auf eine Annonce, in der ein Mann mit grossem Bekanntenkreis gesucht wurde, um irgendein Produkt zu vertreiben. Ich meldete mich: Es handelte sich um das Hausieren mit Kakaopäcklein.

So wurde ich also Hausierer. Ich griff, so gut es ging, den Hausfassaden nach; wo ein Loch in der Mauer war, ging ich

hinein und suchte die Türe. Die Behörde gab mir ein Gratis-Hausierpatent. Mit der Zeit nahm ich noch Kaffee, Tee, Seife und andere Bedarfsartikel dazu. Nun verdiente ich wenigstens einige Franken. Aber eine leichte Arbeit war dieses Hausieren nicht. Es war nicht die körperliche Mühsal, die mir das Leben schwer machte, sondern das Verhalten der Mitmenschen. Ich weiss noch gut, einmal kam ich in ein Haus, in dem ein unendlich langer Korridor war. Plötzlich stiess ich mit einer Frau zusammen, und diese rief: « Sie Sauhund, Sie infamer! » Das beelendete mich so, dass ich kein Wort der Entschuldigung hervorbringen konnte. Ich musste auf die Treppe absitzen und weinen wie ein Kind. Nun bemerkte die Frau, dass sie mir Unrecht getan hatte, sie entschuldigte sich und kaufte mir für ein paar Franken Ware ab. Das war Balsam für meine Wunde; aber trotzdem waren mir den ganzen Tag die Tränen zuvorderst.

Ein anderes Mal stiess ich auf der Wettsteinbrücke mit einem Arbeiter zusammen, und dieser rief empört: « Kasch



Rodolphe Bolliger

Pinselzeichnung

nit luege, du Dubel! » Das machte mich so traurig, dass ich am liebsten in den Boden versunken wäre.

Ein Sehender kann sich keinen Begriff davon machen, wie empfindlich Blinde sind. Manchmal tun uns die Leute, welche es gut mit uns meinen, fast noch mehr weh als die rücksichtslosen und brutalen. Jedesmal, wenn so eine mitleidige Seele sagt: « O, Sie Armer! » so gibt mir das einen Stich ins Herz. Wir brauchen nicht Mitleid, sondern Anerkennung. Am liebsten ist es uns, wenn wir als vollwertige Menschen behandelt werden.

Es ist für einen Blinden, der eine Strasse überschreiten will, nichts unangenehmer, als wenn jemand kommt und ihn am Arm packt. Besonders im Sommer, wenn es ohnehin heiss ist, gibt es nichts Peinlicheres als solch einen Herrn oder eine Dame, die selbst auch heiss haben, am Arm mitschleppen zu müssen.

Es gibt auch viele Leute, die meinen, mit einem Blinden müsse man recht laut reden; weil man nicht gut sehe, so höre man wahrscheinlich auch nicht gut.

Aus allen diesen Gründen ist ein Führhund für uns eine grosse Wohltat. Ein solcher Führhund sieht alles. Er zeigt mir jeden Trottoirrand, jede Stufe, die geringste Erhöhung. Er umgeht jeden Laternenpfahl und schaut mir auf die Füsse, um zu beobachten, wie ich jedes Hindernis überwinde.

Geteilter Schmerz

Nachdem ich mich etwa ein Jahr schlecht und recht mit Hausieren durchgeschlagen hatte, trat eine erste grosse Wendung in meinem Leben ein: Ich lernte meine erste Frau kennen. Sie war eine meiner Kundinnen. Zuerst kam ich alle vier Wochen zu ihr, nachher alle vierzehn Tage.

Meine erste Frau war dazumal ein ältliches Fräulein in den vierziger Jahren. Ihr Vater musste soeben versorgt werden, weil er kindisch geworden war. Sie stand nun ganz allein auf der Welt und wusste in ihrer Einsamkeit nicht wo aus noch ein.

Wenn sie mir ihre Sorgen klagte, tat sie mir furchtbar leid. Immer stärker wurde in mir der Wunsch, um ihre Hand anzuhalten, aber lange Zeit fehlte mir der Mut dazu. Schliesslich sagte ich mir, dass eine Frau mit mir, der ich fleissig war und keine Laster hatte, vielleicht in letzter Linie ebensogut fahre, wie mit einem Sehenden. So nahm ich alle Courage zusammen und frug sie, ob sie mich heiraten wolle.

Unsere Hochzeitsfeier war bescheiden, aber schön. Wir fuhren mit einer Kutsche zum Standesamt. Meine Frau führte mich, so dass niemand merkte, dass ich blind war. Auf dem Standesamt zeigte sie mir, wo ich zu unterschreiben hatte. Natürlich konnte ich das Dokument nicht lesen, aber deswegen hatte ich keine Bedenken. Heute setze ich meinen Namen unter Hunderte von Briefen, die ich nicht lesen kann.

Am Abend fuhren wir auf die Hochzeitsreise. Eine ganze Woche lang machten wir Bergtouren im Simmental. Wir erstiegen alle möglichen Gipfel, unter andern auch das Stockhorn, das für seine schöne Aussicht berühmt ist.

Die Ehe mit meiner Frau verlief ganz ungetrübt. Wir verstanden uns, wie sich selten zwei verstehen. Nicht ein einziges Mal hatten wir Streit. Auch in schwerer finanzieller Bedrängnis war sie mir ein treuer Lebenskamerad. Leider wurde sie vier Jahre nach unserer Heirat krank; nachdem wir 14 Jahre verheiratet waren, starb sie am Krebs. Erst vier Jahre nach ihrem Tod heiratete ich zum zweitenmal. Auch meine jetzige Frau habe ich nie gesehen. Ich verliebte mich zuerst in ihre Stimme.

Seit ich verheiratet war, schien mir das ganze Leben leichter, hatte ich doch

jetzt eine Zufluchtsstätte, wo ich mich nach den Kümernissen des Alltags erholen konnte. Finanziell ist es uns nicht gerade glänzend gegangen. Ich hatte Tage, an denen ich für 40—50 Franken Ware verkaufte, an andern aber wieder nur für 10 Franken. Da mein Gewinn 25 % betrug, war der Erlös nicht überwältigend. Jetzt beschloss ich deshalb, mit dem Hausieren aufzuhören und ein Versandgeschäft anzufangen. Ich kannte ja jetzt die Branche: Kakao, Schokolade, Wichse usw. Da ich immer pünktlich zahlte, hatte ich unbeschränkten Kredit; trotzdem betrieb ich das Geschäft auf bescheidener Basis. Ausser einigen Reisenden bestand das ganze Personal aus dem Ausläufer und einem meiner Brüder, dem beim Generalstreik mit dem Maschinengewehr ein Bein abgeschossen worden war. Allmählich vergrösserte sich der Betrieb. Während vorher die Geschäftslokalitäten in einem Teil meines Schlafzimmers untergebracht waren, wurde nun ein Magazin eingerichtet.

Da während des Krieges die Ware knapp war, hiess es zugreifen, wenn irgendwo ein Posten Lebensmittel zu haben war.

Der Wendepunkt

So lebte ich schlecht und recht bis zum Jahre 1925. In diesem Jahre trat ein weiteres wichtiges Ereignis ein: ich kam mit einer Blindenorganisation zusammen.

Ich hatte allerdings schon vor einigen Jahren das Basler Blindenheim besucht, um mich nach Arbeitsmöglichkeit umzusehen. Der betreffende Direktor liess mich aber dreimal kommen, um mir schliesslich zu sagen, dass er mich nicht aufnehmen könne. Ich hatte nun für einige Jahre genug von den offiziellen Institutionen. 1924 trat ich aber, auf Aufforderung eines andern Blinden, dem Blindenverein Basel bei und wurde bald in den Vorstand gewählt. Nach einiger Zeit wurde ich Vizepräsident und ein Jahr später sogar Präsident.

Von nun an machte ich es mir zur

Pflicht, mit meinen blinden Genossen Fühlung zu nehmen. Ich fing an, meine blinden Kollegen oft zu besuchen. Ich gab ihnen Trost und fand bei ihnen auch selbst Trost. Dabei sah ich, welch grosse, unverdiente Not bei den Blinden herrscht. Tag und Nacht dachte ich darüber nach: « Was könnte ich machen, um diesem Elend etwas zu steuern? » Dabei war es mir ganz klar, dass mit Wohltätigkeit nicht geholfen sei. Die Blinden sind nur glücklich, wenn sie ihr Brot durch eigene Arbeit verdienen können.

So kam ich auf die Idee, eine Seifenfabrik zu gründen. Da ich bereits mit Seifen und Waschpulver handelte, kannte ich viele Seifensieder, und aus vielen Gesprächen war mir die Fabrikation ziemlich vertraut. « Sollte es », dachte ich, « nicht möglich sein, eine Seifenfabrik mit blinden Arbeitern zu führen? »

Um eine noch so bescheidene Fabrik einzurichten, brauchte es zwei Dinge: Ein geeignetes Lokal und Maschinen. Beides besass ich nicht, und auch nicht das nötige Geld. Da kam mir aber der Zufall zu Hilfe. Wie ich mich so unter der Hand nach geeigneten Werkstätten erkundigte, hörte ich von einem Renditenhaus an der Markgräflerstrasse, das billig zu haben wäre. Diese Liegenschaft war mit Fr. 120,000 belastet, an der ersten Steigerung waren aber nur Fr. 55,000 geboten worden. Einer der Bürgen schlug mir vor, das Haus für Fr. 89,000 zu erwerben, bei einer Anzahlung von Fr. 1000. Die Liegenschaft war deshalb nicht leicht verkäuflich, weil das Parterre des Hinterhauses fast unvermietbar war. In diesen Räumen lag ein Haufen Maschinen, welche eine ehemalige Webstuhlfabrik, die Konkurs gemacht hatte, als Pfand hatte zurücklassen müssen.

Alle diese Umstände erwiesen sich für mich als ausserordentlich günstig. Die leere Werkstätte war für die Seifenfabrikation sehr geeignet. Die Maschinen konnte ich für Fr. 7000 verkaufen, und so erhielt ich das nötige Barkapital für meine Gründung.

Der Betrieb wurde ursprünglich ganz

primitiv eingerichtet. Aus der Liquidation von andern eingegangenen Seifenfabriken kaufte ich eine Waschpulvermühle, eine Mischmaschine und einen Siedekessel. Die Transmissionen waren bereits von der Webstuhlfabrik her da, denn, was ich von den alten Maschinen brauchen konnte, hatte ich natürlich nicht verkauft.

Mit einem blinden Arbeiter, einem ehemaligen Dreher, fing ich nun an, die Maschinen zu montieren. Dabei kam mir zustatten, dass ich früher einmal als Monteur auf einem Dampfschiff und einige Zeit als Zentralheizungsmonteur gearbeitet, also bereits viele Maschinen gesehen und montiert hatte.

Wir machten alle Arbeit selbst, nur zum Aufbau der Mühle liessen wir einen Mühlenbauer kommen. Er montierte die Mühle wunderschön, nur lief sie leider nicht. Trotzdem ich blind bin, sah ich sofort, wo der Fehler lag. Wir, d. h. mein blinder Kollege und ich, hoben die Mühle hinunter, montierten sie zuerst auf dem Boden und stellten sie nachher wieder an ihre Stelle. So wie der Mühlenbauer die Sache gemacht hatte, hatte der Transmissionsriemen zuwenig Zug gehabt.

Mein blinder Mitarbeiter half mir im Schweisse seines Angesichts. Er hatte Frau und Tochter und verdiente keinen Rappen. Nun arbeitet er schon seit zehn Jahren bei mir als Seifenpresser mit einem Stundenlohn von Fr. 1.20.

Durch Nacht zum Licht

Im ersten Jahre betrug der Umsatz Fr. 50,000. Der Profit war natürlich sehr bescheiden, immerhin brauchte ich keine Schulden zu machen. Jedes Jahr ist der Umsatz gestiegen. Aus den wenigen Angestellten sind mit der Zeit 78 Personen geworden. Davon sind drei Buchhalterinnen, der Chauffeur und 27 Reisende sehend, 24 Arbeiter und 23 Reisende sind blind.

An die 44 Blinden habe ich letztes Jahr Fr. 120,000 Lohn ausbezahlt. Ich stehe damit von allen Betrieben, welche

Blinde beschäftigen, an erster Stelle, ob-
schon ich keinen Rappen Subvention be-
ziehe, sondern das Geschäft auf rein kauf-
männischer Basis führe.

Meine blinden Mitarbeiter verdienen
soviel wie Sehende: Fr. 1 bis Fr. 1.20
pro Stunde (Frauen 80 Rp.).

Mein Geschäft besteht aus drei Abtei-
lungen: Einkauf, Fabrikation und Ver-
kauf. Jeden dieser Zweige habe ich voll-
kommen in den Händen.

Der Einkauf wird ausschliesslich von
mir besorgt. Alle Lieferanten werden
durch mich empfangen. Den grössten
Teil der Abschlüsse mache ich telepho-
nisch. Unsere Telefonspesen belaufen
sich auf Fr. 130 bis Fr. 150 pro Monat.

Auch die Fabrikation wird von mir
persönlich geleitet. Ich mache jeden Tag
ein- bis zweimal einen genauen Kontroll-
gang durch den ganzen Betrieb, der je-
weilen eine bis zwei Stunden dauert.

Ich bin mit dem Geschäft ganz ver-
wachsen. Jede einzelne Maschine wurde
nach meinen Ideen montiert, jeder Mit-
arbeiter von mir angestellt. Es ist merk-
würdig, wenn irgend etwas Ungeschicktes
im Geschäft passiert, auf irgendeine Art
erfahre ich es immer. Es ist, als ob eine
unsichtbare Hand mich dahin führen
würde, wo etwas verheimlicht werden
soll. Wird ein Seifensud ausgeschüttet, so
trete ich sicher kurz darauf mit meinen
Füssen hinein. Lässt jemand eine Flasche
Parfüm fallen, so komme ich unfehlbar
dazu. Trotzdem ich blind bin, sehe ich
alles.

Auch in der Buchhaltung kontrolliere
ich alles persönlich. Man muss mir jeden
Brief vorlesen, und zwar wechsle ich mit
den betreffenden Personen immer ab, so
dass es unmöglich ist, dass irgend etwas
hinter meinem Rücken geht.

Unser Zahlungsverkehr geht fast aus-
schliesslich durch die Bank. Meine Frau
liest mir jeweilen die Auszüge vor, so
dass ich dadurch eine Kontrolle der Buch-
haltung habe.

Ausserdem besorgt mein Bruder, der
Buchhalter in der chemischen Industrie
ist und der mit einem kleinen Betrag an

meinem Unternehmen beteiligt ist, perio-
disch die Buchhaltungsrevision.

Am meisten Arbeit gibt der Verkauf.
Fabrizieren kann schliesslich ein jeder,
schwieriger ist es, die Ware abzubringen.
Ich habe die ganze Schweiz in Rayons
eingeteilt, in welchen die verschiedenen
Reisenden tätig sind. Ich glaube, ein
Teil des Erfolges der Vertreter kommt
daher, dass ich sie regelmässig besuche.
Jeder Reisende hat das Bedürfnis nach
persönlichem Kontakt mit seinem Chef,
der blinde noch mehr als der sehende.
Ich merke immer wieder, dass der Ab-
satz nach meinem Besuch sofort steigt.
Ich bringe deshalb fast alle Sonntage mit
Besuchen bei meinen Vertretern zu.

Ende gut, alles gut

Seit drei Jahren besitze ich ein Auto,
einen Chrysler mit Stromlinienform.
Dieses Auto habe ich vollständig abge-
tastet. Ich kenne den hintersten Knopf,
obschon ich natürlich nicht selbst fahre,
sondern einen Chauffeur habe.

Auf meine Geschäftsreisen nehme ich
meine Frau nie mit. Sie findet sie zu
anstrengend. Hingegen mache ich gern
gelegentlich ein privates Fährtdchen. Die
Aussicht begeistert mich natürlich nicht.
Ich rieche aber die Landluft sehr gern,
und vor allem liebe ich die Sonne leiden-
schaftlich. Ich bin nie glücklicher, als
wenn ich meinen Kopf in die Sonne hal-
ten kann.

Obschon das Geschäft gut rentiert, be-
ziehe ich keinen Gehalt. Ich lebe aus-
schliesslich aus dem Ertrag meiner Lie-
genschaften. Alle Erträge aus dem
Geschäft benütze ich, um dieses zu ver-
grössern, neue Maschinen anzuschaffen
und dadurch, wenn möglich, noch mehr
Blinde beschäftigen zu können.

Leider spüre ich in letzter Zeit das
herannahende Alter, für neue grosse Un-
ternehmungen fehlt mir die Energie. So
beschäftige ich mich schon mit dem Ge-
danken, die Fabrik so einzurichten, dass
sie einmal auch ohne mich geführt wer-
den kann. Der Betrieb sollte unbedingt
den Blinden erhalten bleiben.